



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 293.

Freitag, 14. Dezember.

1928.

66. Fortsetzung.)

Herbert Godebrechts Sendung.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Georg Julius Peterfen.

Als er im Laufe des Tages Glöckner von seiner „Beförderung“ erzählte, strahlte dieser ihn förmlich an. „Glänzend“, sagte er. „Das muß gefeiert werden, wie und wo, das ist Ihre Sache; und sollten Sie meine Frau und mich etwa hinzuziehen wollen, so kann ich Ihnen schon jetzt eine bestimmte Zusage in Aussicht stellen.“ Herbert drückte dem Reiblosen die Hand.

Am Abend — kurz vor sieben Uhr — betrat er den Laden des Althändlers Roberts.

„Ich hab' vorige Woche eine alte Uhr bei Ihnen gekauft“, sagte er ruhig, „sie taugt nichts.“ (Bei diesen Worten bewegte sich die Portiere im Hintergrunde.)

„Taugt nichts...“, kreischte der Händler. „Wie können Sie sich unterstehen!“

„Hec: Roberts, Sie täten besser, Ihre Stimme ein wenig zu dämpfen. Wenn ich nicht irre, steht draußen vor Ihrem Fenster ein Sipo.“

Der Althändler hatte sich verfärbt. Auch er gewahrte den Uniformierten — den selben, dem er so grob gekommen war —, Schumann, der in einem Torbogen gegenüber stand, blieb ihm verborgen; er wäre ihm auch wohl kaum verdächtig vorgekommen.

„Es ist gleich sieben Uhr“, sagte er mürrisch, „gehen Sie nur, wir können das morgen abmachen.“

„Nein, heute noch, und zwar in Ihrer Wohnung.“

„Was!“

„Herr Roberts...“ Herbert beugte sich dicht zu einem Ohr des Alten hin, „Sie kennen doch einen gewissen Otto Droege.“

Der Althändler fuhr blöckig zurück.

„Droege?... ich?... Nein, ich kenne keinen Droege“, stotterte er.

„Doch, Sie haben ihm einen Gehpelz verkauft. Dieser Pelz war mir gestohlen worden — von wem, das sollen Sie mir verraten —, gestern hat die Polizei ihn Herrn Droege wieder abgenommen.“ Er schwieg, um dem am ganzen Körper Zitternden Zeit zu lassen, sich zu sammeln.

„Thea!“ rief der Händler mit schwacher Stimme. Gleich darauf teilte sich die Portiere, die Gerufene erschien, über und über rot im Gesicht. „Schließe die Haustür und mache das Licht aus... Hast du schon etwas zum Abendbrot geholt?“

„Nein.“

„Dann besorge das noch, es wird Zeit. — Kommen Sie“, gebot er Herbert, der um den Ladentisch herumging und dann den Raum hinter dem Laden betrat. „Setzen Sie sich.“ Der Alte selbst blieb stehen, ein Schweigen herrschte. Man hörte das junge Mädchen nebenan hin und hergehen, dann den schrillen Klang der Glöde, darauf war es totenstill. „Was wollen Sie von mir?“ fragte Roberts endlich, „seinen krummen Rücken gerade ziehend.“

„Meine goldene Uhr“, antwortete Herbert gelassen.

„Ich weiß von keiner goldenen Uhr... Man hat Sie wohl ausgeraubt. Erst reden Sie von einem Pelz, und dann von einer Uhr!“

„Ja, und beides ist in Ihrem Besitz. Oder gewesen. Aber das ist ja einerlei. Wenn Sie auch nicht der

Stehler sind, dann doch der Fehler, und das wird Ihnen teuer zu stehen kommen. — Halt!“ rief der junge Mann. „Machen Sie keine Dummheiten!“

Roberts hatte in der Tat einen Revolver gezogen, nun legte er ihn wieder hin, ein maßloser Haß sprang aus seinen wimperlosen Augen.

„Sie wollen mich ausrauben“, keifte er. „In der Notwehr darf ich jeden niederschließen, jeden.“

„Wenn man Sie zuerst angriffe — ja. Aber wer tut denn das?... Ich bin nur hergekommen, um ein ernstes Wort mit Ihnen zu reden; daß ich mich nicht ohne Schutz und Beistand auf den Weg gemacht habe, versteht sich von selbst. Man weiß, wo ich mich befinde, Herr Roberts“, fügte Herbert mit leicht erhobener Stimme hinzu, „und nun zu unserer Sache.“

„Ja, wer sind Sie denn eigentlich?“ fragte der Alte, einen Schritt näherkommend, teils neugierig, teils eingeschüchtert.

Herbert nannte seinen Namen. Und dann begann er nach kurzem Schwanken: „Sie wissen doch, daß Ihre Tochter mir am Heiligenabend in einer Gastwirtschaft die Uhr aus der Tasche gezogen hat. — Leugnen Sie nicht, es ist zwecklos.“

Roberts war wieder einen Schritt zurückgetreten, er lehnte sich gegen den großen Geldschrank, der am Fußende eines Bettgestells seinen Platz hatte.

„Ich... ich weiß von nichts.“

„Sie werden sich schon zur rechten Zeit darauf besinnen... In der gleichen Stunde wurde mir von einem Manne, der bei Ihnen ein und aus geht, mein Pelz gestohlen; wie heißt dieser Mann?“

„Das weiß ich nicht“, klang es vom Geldschrank her.

Herbert lächelte spöttisch. „Sie werden alt“, erwiderte er. „Aber der Richter wird Ihre Zunge schon zu lösen wissen, es gibt wunderbare Mittel, ein schwindendes Gedächtnis zu stützen; kurz gesagt: ich werde Sie zur Anzeige bringen.“

„Und dann?“ flüsterte der Alte mit zitternder Stimme.

„Dann wird man Sie einsperren, auf lange Zeit; höchstwahrscheinlich werden Sie Ihre Tage hinter schwedischen Gardinen beschließen.“

„Sie... Sie wollen mir nur einen Schreck einjagen... Und Thea... kommt meine Tochter dann auch ins Gefängnis?“

Herbert horchte hoch auf. Seine Augen, die gewöhnlich etwas verträumt waren, wurden ganz groß und ruhten in ungemeinem Staunen auf dem runzligen, zuckenden Gesicht. Er spürte noch sekundenlang hinterher das Schwingen einer seelischen Auferung; ja, war es denn möglich, daß dieser von der Hägier Besessene irgendeinem Menschen ein wärmeres Gefühl entgegenbrachte? ...

„Sie könnten allem Unangenehmen aus dem Wege gehen, wenn Sie meine Bedingungen erfüllen wollten“, sagte er sich endlich.

„Was sind das für Bedingungen?“ kam es lauernd zurück.

„Erstens: daß Sie mir den Namen des Pelzdiebes

nennen. Sie begeben kein Risiko, denn ich bin diesem Ehrenmann schon auf der Spur."

Roberts gab sich einem langen Nachdenken hin; Herbert sah, wie es in ihm arbeitete. Aber er hatte auch schon so viel Menschenkenntnis, um zu wissen, daß das Preisgeben eines Mitwissers und Helfers in gesetzwidrigen Geschäften unfehlbar das eigene Schicksal besiegeln mußte, und so wunderte es ihn nicht, als Roberts endlich höhnisch erwiderte: "Wenn Sie ihm schon auf der Spur sind, wie Sie sich ausdrücken, dann können Sie ihn ja bald selbst fragen."

Herbert nickte. "Zweitens: Wie verhalten Sie sich zu den Nachstellungen, die dieser Erbärmliche sich Ihrer Tochter gegenüber erlaubt?"

Da kam Leben in die zusammengesunkene Gestalt.

"Spion! ..." schrie des Alten Stimme.

"Keine künstliche Aufregung! Antworten Sie mir ... Sie schweigen. So hören Sie denn: Falls Sie Ihre Tochter nicht binnen acht Tagen bei ehrbaren Leuten untergebracht haben, sind Sie geliefert."

Roberts richtete seine Augen in brennender Spannung auf den jungen Mann.

"Kennen Sie meine Tochter?" fragte er.

"Sie hat mir doch die Uhr entwendet."

"Ich meine, ob Sie sie nachdem schon einmal gesehen und mit ihr gesprochen haben."

Wohl oder übel mußte der Bedrängte zur Unwahrheit seine Zuflucht nehmen.

"Nein", antwortete er. "Aber ich habe genaue Erkundigungen über Ihr häusliches Leben eingezogen. Ich weiß, daß Sie Hehlgeschäfte betreiben, daß Sie reich sind, jedenfalls reicher, als man ahnt und als für die Zukunft Ihres Kindes nötig ist. — Was wollen Sie mit Ihrem Geld? ... Sehen Sie sich zur Ruhe, verschaffen Sie sich die Umgebung, die Ihrer Tochter würdig ist; denn, nicht wahr, Sie lieben sie doch, ihre Zukunft ist Ihnen doch nicht einerlei?"

Roberts starrte sprachlos zu dem jugendlichen Moralprediger hin, und dann tippte er bedeutungsvoll an seine Stirn.

"Da kommt Thea zurück", sagte er lauschend, "sie ist sehr lange geblieben. — Thea!"

"Ja, Vater?" scholl es als Antwort aus dem Laden.

"Deck in der Küche auf, ich komme gleich." Sein Blick ruhte so kalt und verächtlich auf Herbert, der immer nur auf die Portiere starrte. "Sie müssen gehen."

"Gewiß. Ich will Sie nicht in Ihren Gewohnheiten stören. Meine Bedingungen habe ich Ihnen genannt; Sie tun gut, sie zu erfüllen." —

Als Herbert langsam die Gildengasse hinunterging, folgte ihm unauffällig Schumann, der bis dahin in dem dunklen Torweg ausgeharrt hatte.

"Das war eine lange Sitzung", sagte er lachend.

"Ja. Es tut mir leid, daß Sie sich so lange der Kälte aussetzen mußten, Herr Schumann."

"Ich muß Ihnen auch noch etwas erzählen, Herr Godebrecht", fuhr Schumann fort.

"Was denn?"

"Fräulein Thea kam doch aus dem Hause, nachdem Sie es eben betreten hatten. Sie machte eine Besorgung beim Fischhändler — wenn ich recht gesehen habe, kaufte sie Büdlinge —, als sie wieder die Straße betrat, stand vor dem Laden der lange Sipo. Sie haben sich dann angeregt unterhalten."

Herbert sah peinlich überrascht in das verschmitzte lächelnde Gesicht seines Begleiters.

"Sie meinen doch wohl nicht, daß sich da etwas anspinnt", sagte er aus einem Gefühl der Eifersucht heraus, dessen er sich gleich hinterher schämte.

"Das eben meinte ich. Warum auch nicht, was?"

Ein abwartender Blick streifte Herbert, aber der folgte seinen eigenen Gedankengängen. Und dann blieb er plötzlich stehen und fand Schumann mit einem Geldbeutel ab; dann gingen sie auseinander. —

Roberts hatte kaum wieder das Zimmer hinter dem Laden betreten, als es in einer Ecke klopfte. Unhörbar näherte er sich der Stelle und blieb einige Se-

kunden horchend stehen; eine ganze Skala von Empfindungen malte sich auf seinem verschlagenen Gesicht.

"Bist du es, Karl?"

"Jawohl."

Ein Stuhl wurde gerückt, dann öffnete sich, nachdem ein Schlüssel herumgedreht worden war, eine Tapetentür; der mit Karl Angeredete, der Pelzdieb, erstieg die letzten Stufen der Treppe, die in einen Keller führte. Schnaufend setzte er sich in die Nähe des Ofens und rieb sich die verklammten Hände. Roberts betrachtete ihn eine Zeitlang, dann ging er in die Küche, um Thea zu bedeuten, daß er noch nicht zum Abendbrot komme. Wieder in dem überheizten Gemach angelangt, nahm er ebenfalls Platz; ein Stillschweigen herrschte.

"Ich habe alles gehört", begann Karl endlich.

"Alles?"

"Ja. — Und was dieser verdammte Hund von Droege sagte, ist wahr. Ich wollte Droege besuchen — in welcher Sache, ist belanglos —, seine Wirtin erzählte mir, daß die Polizei dagewesen wäre und Hausdurchsuchung abgehalten hätte."

"Hausdurchsuchung?"

"Sie, die Vermieterin, hätte eine Unmenge Fragen beantworten müssen. Ich wußte genug und machte sofort kehrt, das kannst du mir glauben."

"Und was nun?" fragte der Alte, sich so setzend, daß sein Gesicht nicht länger dem Licht der Tischlampe ausgesetzt war.

"Das frage ich dich!" klang es knurrend und drohend vom Ofen herüber. "Wie kommst du dazu, diesem Lummel Rede und Antwort zu stehen? ... Warum hast du ihn nicht an die Luft gesetzt?"

"Wie konnte ich das? ... Er wäre schnurstracks zur Polizei gelaufen."

"Das meinst du! ... Ich sage dir, er hätte es nicht getan. Ach, du bist ja viel zu dumm", schrie der Jüngere plötzlich wütend, mätierte sich aber sofort. "Der ist ja bloß in Thea verschossen." (Fortf. folgt.)

Evas Hausfreund.

Von Carrs Brachvogel.

Jedes Jahr, wenn die Tage kürzer zu schreiten beginnen, unternimmt er seinen Welteroberungszug. Allseghaft herrscht er den ganzen Winter über, die beglückte Menschheit, die sich seinem sanften Szepter beugt, in eine Wolke köstlichen, süßen Duftes einhüllend, daß sie träumen könnte, es wäre Frühling. Erst wenn die Köchin ihm verkündet: „Siehe, der Lenz lacht in den Saal!“, schreit und schrumpft er zusammen, gleich einem Geipen beim Hahnenschrei. Ein Schatten seiner selbst, weicht dann der letzte Apfel der ersten Kirsche.

Ein Apfel — wenn man's hört, liest oder sagt, scheint es die banalste Sache, die sich denken läßt. Ein Apfel — jeder Gassenbub kann ihn für ein paar Pfennige erstehen, und wo den Kindern zum Vieruhrbrot der Apfel fehlt, da fängt schon beinahe die Armut an. Ein Apfel — in jedem Bauerngarten reißt er, auf allen Landstrassen trübelt er herum, was kann an einem Apfel Besonderes sein, wenn man ihm nicht gerade, einer hortikultistischen Geschmackslosigkeit folgend, Bilderchen oder Wappen in die blanke Haut tätowiert, als wäre er ein Matrose, der sich in allen möglichen Gegenden herumgetrieben hat, nicht ein braves, fitzames Kernobst, das Zivilisation und Bildung liebt. Das heißt, lieber Apfel, mit der Sittsamkeit ist es „man so“, wie der Berliner sagt. Du warst doch von jeher in zu merkwürdige Geschichten verwickelt, als daß man einen Eid auf deine moralischen Qualitäten ablegen möchte. Geistig dagegen — allerhand Hochachtung! Wer sich in einer Zeit, da noch nicht einmal die Herrscher Beinamen trugen, schon das Ehrenprädikat „der Erkenntnis“ gesichert hat, der ist entschieden nicht aufs Hirn, in diesem Fall: das Kernhaus, gefallen. Aber siehst du, die ganze paradiesische Sensationsaffäre, über die sich die Leute heute noch nicht beruhigen können, hast eben doch du angestiftet! Sehr verdächtig kommt mir auch deine Mission in Walhall vor, wo du, von Idunas Händen täglich neu gespendet, den Göttern ewige Schönheit und Jugend gabst. Ewige Jugend und Schönheit — mag kann sich schon denken, was das heißt, hauptsächlich bei voltagamem Göttergesindel. Im Garten der Hesperiden dagegen hast du äußerst ehrlich getan. Zur Vermählungsfeier Junos und Jupiters schoß der goldene Früchte tragende

Apfelbaum auf, und nur dem stärksten Mann war es bestimmt, drei Stück davon zu pflücken. Der stärkste Mann hieß ausnahmsweise nicht August von Sachsen, sondern Herkules, womit ich aber den schätzbaren und historisch anerkannten Eigenschaften des Wettiners im übrigen nicht zu nahe treten will.

Unablässig aber ist der Teufelskern von Apfel hinter Erkenntnisfragen her. Auf dem goldenen Apfel, den die Zwietrachtsgöttin bei der Hochzeit der Theis unter die Götter schleudert, steht geschrieben: „Der Schönste.“ Und nun gibt's im Olymp nicht mehr Rast und Ruh', bis Paris herausfindet, wer die „Schönste“ ist. — „Denn was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.“ Obgleich gar keine besondere Kindlichkeit dazu gehört hätte, um herauszufinden, daß die Schönste doch immer Venus sein muß. Ein Philologe hätte das ganz von selbst gewußt, ohne erst einen Sirtentuben zu bemühen. . . . Neben der Erkenntnis scharwenzelt er aber immer um Liebe und Schönheit herum, ja, im alten Rom vertrat er gewissermaßen die „Ekelwiese“ unserer Zeitungen: die jungen Leute erließen keine Inserate: „Blondkopf, Postamt 21. Lebenszeichen“ usw., sondern zum Zeichen des Gefallens reichte das Mädchen dem Verehrer einen angebissenen Apfel. Natürlich möchten sich unsere Gravensteiner und Borsdorfer darauf hinausreden, daß nicht sie gekuppelt hätten, sondern ein toller Better aus einer südlichen Linie — der Granatapfel. Aber auch dieser heiße Südländer hat seine düsteren Momente und sein tragisches Verhängnis. Nur einen einzigen seiner Kerne hat die der Unterwelt entführte Proserpina genossen. Nur einen einzigen Kern — und hat sich mit diesem einzigen Kern doch die Rückkehr zu der heiteren Götterheimat verschert, ganz so, wie Eva sich das Paradies verschert hatte.

Aus Göttersage und klassischer Kultur fand dann der Apfel auch den Weg ins deutsche Märchen, wo er eine beachtenswerte Rolle spielt. Schneewittchen stirbt, da es den vergifteten Apfel kostet, den die böse Stiefmutter ihm reicht, und in der Geschichte von der weißen Schlange verlangt die stolze Königstochter, daß der Freier ihr den goldenen Apfel vom Baum des Lebens hole. Was er natürlich auch tut, denn im Märchen gibt es keine verbindlicheren und gefälligeren Wesen als die Freier. Schließlich ist er dann noch einem Klassiker in die Hände gefallen, der ihn unsterblich gemacht hat: siehe die Apfelschubzene in „Wilhelm Tell“.

Trotz all dieser ehrwürdigen und rühmlichen Traditionen ist der Apfel nie hochmütig geworden. Leutselig verkehrt er immer noch gern mit dem Volk und mitunter dämmern ihm entschieden lustige Erinnerungen auf an schöne, alte Bergangenheiten, wo er jung war und pikante Abenteuer erlebte. Zu manchen Fristen werden diese Erinnerungen so stark in ihm, daß er nicht mehr an sein modernes Zeitalter denkt, sondern sich wieder als Liebesorakel aufspielt, ähnlich wie im alten Rom, wenn natürlich auch gestittet und germanisch-verträumter. In gewissen heiligen Nächten schälen die Bauerndörner einzelner süddeutscher Gegenden schweigend einen Apfel, ohne daß das Schalenband abreißen darf. Ist es ihnen gelungen, die Haut in einem einzigen langen Streifen abzulösen, so werfen sie sie über die Schulter hinter sich und entsiffern aus den Ringeln einen Buchstaben: den Anfangsbuchstaben vom Namen des künftigen Liebsten.

Eine merkwürdig-moderne Gewohnheit hat der Apfel von jeher bewiesen: er prüfste auf allen möglichen Gebieten herum, wo er gar nichts zu suchen hatte und sich Gewalt antun mußte, um sich zu behaupten. Im goldenen Kleid, starrend von Edelsteinen und Gemmen, stolzierte er als Reichsapfel die Stufen zum Throne hinan. Als Apfelsgrößen prägte er Münzen, die sein, des Reichsapfels Bild trugen. In der Heraldik hat er einem in Kugeln verlaufenen Kreuz seinen Namen gegeben. Bei den Apfelschimmeln hat er Pate gestanden. Selbst eine vulgäre Anatomie verschmäht er nicht, die vollständig den hervorstechenden Halsknorpel der Männer Adamsapfel nennt.

Hocherfreulich ist, daß er, im Gegensatz zu anderen urältesten Geschlechtern, gar keine Spur von Dekadenz oder gar Neigung zum Aussterben zeigt, sondern in unzähligen Linien blüht, die, wie eben urälteste Geschlechter, sich wohl durch Namen und Art voneinander unterscheiden, aber doch die Familienähnlichkeit nicht verleugnen können. Obenan steht der königliche weiße Calville, aristokratisch blaß, tief gefurcht, als wäre er eine Quitte, oder als hätte er zu tief nachgedacht über seine Königsmission. Seine Heimat ist das Etichgelände und sein Preis märchenhaft, wie's eigentlich selbstverständlich ist für einen, der Tür an Tür mit König Laurins Rosengarten wohnt. Neben ihm Tafelapfel mit zarter, blaßgefärbter Haut, die an die blumigen Seidenballkleider unserer Großmütter erinnert. Und der Schlotterapfel, der beim Schütteln mit seinen Kernen klappert wie eine Kinderklapper, und der dicke, rote, behagliche Zwiebelapfel, der an eine Hausfrau erinnert, die vom Herdfeuer kommt. Grämlich und ablehnend steht der Leberapfel daneben, wie eine säuerliche, alte Jungfer, die sich auch noch was einbildet auf ihre Keizlosigkeit: „Mir war die Sache mit der Schlange nicht passiert.“ Und die sanften Rosenäpfel, die noch unter der Schale erröten wie ein Mädchen unter dem Schleier. Und die lieben, biden, gedankenlosen Borsdorfer, die sie in Österreich „Marischanker“ nennen, wahrscheinlich um dem Slawentum eine Konsonanten-Konfession zu machen. Dann die reizenden Miniaturen, Zungenäpfel genannt. Und der entzückend altmodische Klang, aus dem ein lavendelduftendes Biedermeierfräulein aufsteigen scheint — Reinette. Und der leuchtende Gelbe, dessen Name wie ein arabisches Märchen klingt — Goldparmanne. Und die Prinzen- und Tauben- und die Rantäpfel, die aber meines Wissens nach nichts mit dem kategorischen Imperativ gemein haben. „Wer zählt die Völkler, nennt die Namen!“

Unendlich mannigfaltig sind die Beziehungen bei verschiedenen Nationalitäten zum Apfel; am mannigfaltigsten wohl die der österreichischen — über den Apfelstrudel allein ließe sich eine Broschüre schreiben. Eine seiner echt-deutschen Erscheinungsformen verliert dagegen an Chancen; je mehr der Komfort allgemein wird: der Bratapfel. Im Zeitalter der Zentralheizungen und Gasöfen wird er bald keine Ofenröhre mehr finden, wo er sein müdes Haupt hinlegen und behaglich brieseln kann. Behaglichkeit ist ja nicht mehr die Signatur unserer Tage. Mit unglaublichem Staunen werden spätere Generationen von Borsdorfern und Gravensteinern laufen, wenn ein alter Apfelsgrösvater ihnen von einer Zeit erzählen will, in der die Menschen ihre Zimmer noch mit Öfen heizten und einen Bratapfel für eine Delikatesse hielten.

* * * Weihnachts-Büchertisch * * *

Abenteuer und Romantisch.

Man glaubt allgemein, Afrika sei heute vollkommen erschlossen und habe keine Geheimnisse mehr. Und doch gibt es Gegenden in Afrika, die noch ganz unerforscht sind, wo Negerstämme hausen, die noch jetzt auf einer Kulturstufe stehen, wie unsere Vorfahren der Steinzeit. Die erste Persönlichkeit nun, die sich zur Erforschung dieser Negerstämme aufmachte, war eine Frau, und zwar eine junge Berlinerin, Frau Gulla Pfeffer. Allein, ohne Hilfe und Begleitung von anderen Europäern, nur mit einer Anzahl natter Eingeborener, durchstreifte Gulla Pfeffer diese bisher unerforschten Gebiete in den Bergen Kameruns und Nigerias und hielt sich sieben Monate lang bei diesen Stämmen auf. Vor kurzem lehrte sie mit reichen Sammlungen und wichtigen Forschungsergebnissen aus Afrika zurück. Ihre Atem beraubenden Erlebnisse veröffentlicht die mutige Dame jetzt in dem soeben rechtzeitig zu Weihnachten (im Verlage von Wilhelm Köhler, Minden i. W.) erschienenen Buch „Gulla Pfeffer — Die weiße Ma-“

Allein bei Urvölkern und Menschenfressern.“ Nicht trocken wissenschaftlich, sondern unglaublich spannend, frisch und anschaulich erzählt Gulla Pfeffer. Über 50 interessante Abbildungen ergänzen die spannende Schilderung der Verfasserin aufs beste. — Annie Francé Harrar führt uns in einer „Reise in die Urwelt“ Erlebnisse in fünf Erdteilen vor. (Verlag Scherl, Berlin.) Das interessante Buch läßt den Leser das Abenteuer und die Wunder der Urwelt erleben. Es berichtet von einer Reise der durch ihre Werke bestbekannten Kulturforscherin Annie Harrar in jene Teile der Erde, wo es noch die unberührte alte Tropenwelt gibt. Unterstützt wird ihre lebendige Schilderung durch ein in dieser Art unbekanntes, reiches photographisches Bildmaterial.

Vorläufig ist es noch das Vorrecht der Dichter, eine Fahrt in den Weltraum auszumalen und diese Sehnsucht zu erfüllen. In seinem soeben (im Verlage von W. Köhler, Minden i. W.) erschienenen Buch „Flug in die Sterne“, der Roman eines Weltraumschiffes, ist Walter Bollmer die dichterische Darstellung eines Fluges zum Mars gelungen.

Dichterische Phantasie und Beherrschung der modernsten technischen Möglichkeiten vereinen sich zu einem packenden Roman von atemloser Spannung. Der Raketensturm vom Mond, die abenteuerliche Fahrt in die Obe des Weltalls, die Landung auf dem Mars, die sich jagenden Erlebnisse in der kosmischen Wunderwelt sind in Zeilen gebanntes Abenteuerleben, dessen Tempo den Leser bis zum Ende fesselt. — Ein phantastischer Zukunftsroman ist „Der Ritt auf dem Funken“ von Joseph Delmont. (Otto Sanke, Berlin SW. 11.) Delmont gibt uns hier die Geschichte eines Grazer Mädchens, das, als Mann verkleidet, sich technischen Studien widmet und eine geheimnisvolle Erfindung macht. Die unausgeschöpften Möglichkeiten der Zukunft, die hier Verwirklichung finden, erfüllen den Leser mit Staunen und versehen ihn in eine Hochspannung, der er sich keinen Augenblick entziehen kann. Die geschickt verflochtenen Ereignisse rollen in atemlosem Tempo ab.

Auslands-Prosa.

Robert S. Hens, der erfolgreiche englische Romancier, schrieb mit der „Bachantin und Konne“ (Paul Zsolnay, Verlag, Wien 4) den großen Theaterroman des modernen England. Die Welt des Theaters ist der Schauplatz einer spannend-hinreißenden Handlung, in deren Mittelpunkt eine geniale Künstlerin, eine leidenschaftliche Frau steht. Die starke, lebendige Handlung vereinigt sich mit einer ganz großen Kunst der Gestaltung und Seelenschilderung. — Die unerschöpfliche Erzählerphantasie des bekannten englischen Story-tellers E. Phillips Oppenheim kommt in dem Roman „Der fromme Lebemann“ und dem im Zusammenhang einer Rahmenerzählung stehenden Novellenband „Nicholas Goode, der Detektiv“ (beide im Eden-Verlag, Berlin W. 62) aufs Beste zur Geltung. Durch Spannung und Humor wird das Interesse des Lesers wachgehalten. England und englisches Wesen werden interessant geschildert.

Von den Übersetzungen aus dem Französischen sei zunächst der Roman „Das Herz und der Chineser“ von François de Miromand (E. P. Tal u. Co., Wien 7) genannt, der die wehmütig-rührende Geschichte einer kleinen Frau schildert, die nach kurzer Flucht aus dem Alltag einer grauen Ehe an ihrem sehnsüchtigen Herzen zugrunde geht. — Das neue Buch der Colette: „Tagesanbruch“ (Paul Zsolnay, Verlag, Wien 4), ist die Beichte eines weisen Herzens; Colette selber spricht, die Illusion des Romans ist preisgegeben worden zugunsten eines ganz persönlichen, entzückend heiteren Tonfalls. Die äußeren Geschehnisse sind jedesmal in einige wenige Sätze zusammengefaßt, sie sind gleichsam nur die Begleitung zu einer inneren Melodie des Lebens selbst, wenn es in seine Reife tritt, seiner Reife, die Vollkommenheit und Verzicht in einem Akt, heiter und schmerzhaft inne wird, aber jetzt ist man wach, es ist Tagesanbruch, ein Herbstmorgen des Lebens. — Pierre Palmigros Roman „Otani“ (Adolf Sponholz, Hannover) behandelt den uralten Seelenwanderungsglauben. Ein Frontoffizier erzählt, seinen nahen Tod ahnend, aus dem Unterbewußtsein heraus, seinen Kameraden von einem früheren Leben, das er einmal in Gegend, die er nie betreten, in einem Lande, dessen Sprache er nie gelernt hat, lebte: eine japanische Liebesgeschichte, zart und düftig wie die Kirschblüte und festlich gemischt mit der Grausamkeit einer Teufelsfrage. — Ein tollkühner Roman ist Louis Raymond Leffres „Die Stadt der Wunder“. (Westerbild u. Co., Verlag, Berlin W. 15.) Unheimliche und heilige Abenteuer dreier Pilger geben dem Verfasser Gelegenheit zu einer scharfen Zeitsatire. Mit ein paar Strichen gezeichnet steht ein Mensch rund und sicher vor uns. Die Worte sind treffend, knapp und schlagkräftig und oft recht eindeutig. — „Eva und der Einfältige“, ein Roman von Maria Le Franc (Welter u. Co., Leipzig), wurde mit dem Prix Femina ausgezeichnet. Schöpferische Tat der Frau. Rückkehr zur Einfachheit, Liebe und Muttertum des Weibes, Kraft und Einfalt des Mannes klingen hier zusammen. — Maurice Maigre gibt in dem historischen Roman „Das Laster von Granada“ (Musalton-Verlag, München) ein Bild des letzten Maurenreiches. Im Vordergrund die verderbenbringende Schönheit der Isabella de Solis und der die Rost der Rosenkreuzerlehre verkörpernde junge Arzt Almazan. Wir erleben den Untergang der Mauren, sind Zeuge der spanischen Inquisition, der Irrfahrten der Bundeslade und des geheimen Wirkens der Rosenkreuzer, somit einer der merkwürdigsten Perioden der Weltgeschichte.

Ein Augenzeuge der russischen Revolution, der besonders durch „Die Liebe der Jeanne Rev“ bekannt gewordene russische Romancier Ilya Ehrenburg, schildert in seinem neuen Buche „Die Verschwörung der Gleichen“ (Mallt-Verlag, Berlin) eines der ergreifendsten und drama-

tischsten Schicksale aus der Zeit der französischen Revolution. Das Leben des Volkstribunen Babeuf und seiner Zeitgenossen wird in diesem Werk so lebendig und plastisch dargestellt, als hätte Ehrenburg auch die große Umwälzung in Frankreich miterlebt. Doch hält sich der Autor bei aller Lebendigkeit der Darstellung streng an Dokumente, Briefe, Akten, Zeitungen und Zeugnisse von Zeitgenossen. — Im gleichen Verlag erschien von Wera Figner „Acht über Rußland“, Lebenserinnerungen einer Revolutionärin. Am eigenen Beispiel wird das Schicksal politischer Gefangener während der Zarenzeit geschildert. Diese Lebenserinnerungen sind getreue und anschauliche Schilderungen des tragischen Lebens einer russischen Frau und zugleich eine klassische Darstellung der russischen Revolutionsbewegung 1875/83. Wera Figner, die sorgfältig erzogene Tochter eines reichen Adligen, wurde nach einem Attentat auf den Zaren zum Tode verurteilt und dann zu lebenslänglichem Kerker in den Kasematten der „Schlüsselburg“ begeben. 22 Jahre hat sie dort in Einzelhaft zugebracht. Ihre Memoiren sind auf Grund der von der Sowjetregierung zur Verfügung gestellten Geheimakten der Ochrana verfaßt. — Leonid Leonow, allgemein als der der großen Tradition würdigste und stärkste Epiker des neuen Rußland gerühmt, läßt in dem Roman „Der Dieb“ (Paul Zsolnay, Wien 4) Menschen und Landschaft, Humor und bittere Ironie, unerbittliche Psychologie und nervenaufreizende Handlung zu einer großen Einheit verschmelzen. In langer Reihe ziehen die Gestalten dieses Romans an uns vorüber: Mitka, „der Dieb“, seine Schwester Tania, ein Mädchen voll zartestem Liebreiz, das als Zirkuskünstlerin verunglückt; Manika Dolomanowa, „der Schneesturm“, ein dämonisches Weib, Mitikas Jugendgepielin, nach der er sich so lange verzehrend lehnt; Manjulin, der „letzte Adelige“, der Schriftsteller Girsow, den romantischer Menschenhunger unter die Diebgesellschaft treibt. — Menschen, deren Seelenpein die unsere wird, die aneinander und an der Zeit, diesem Kreuzweg zweier Epochen, zerbrechen. — Jurij Galicz' Buch „Im Schatten des Drachen“ (Verlag Georg Westermann, Braunschweig) schildert Erlebtes und Gescheuites, Tatsachen, die auf erschütternde Weise das heutige Leben reflektieren. Ein russischer Offizier wird in den Wirren der bolschewistischen Revolution nach China verschlagen, fristet hier auf unendlich kümmerliche Weise und in den zweideutigsten Stellungen sein Leben, um schließlich unter der Erkenntnis einer schmachvollen Rolle, die er, ohne es zu wissen, gespielt hat, den Tod zu suchen — und endlich das volle Leben zu gewinnen. — „Unerfüllte Seelen“ von Zwan Raschwin (E. Welter u. Co., Verlag, Leipzig) sind eine „passio sarmatica“, melanchole und sehnsüchtig gestimmt, wie die russische Landschaft, fesseln nicht nur das innere Erleben der beteiligten Menschen, sondern auch durch die Bildhaftigkeit der äußeren Welt, die den Zusammenbruch der russischen Gesellschaft zeigt. Mannigfaltig sind die Menschen, die auf ihrem Lust- und Leidensweg dahinschreiten; einfache, instinktive Naturen und komplizierte Künstlerpersönlichkeiten, aber alle sich ähnelnd in der Unerfülltheit ihrer Seelen.

Banait Istrati, das von Romain Rolland entdeckte rumänische Erzählergenie, schildert in seinem Bauernroman „Die Dikteln des Baragan“ (Gebr. Enck, Hamburg) das Leben rumänischer Bauern, die in Hörigkeit zu den Bojaren leben und durch Not und Hunger zu einem verzweifeltsten Aufstand getrieben werden. Die Form der Darstellung ist wieder überwältigend; das tiefe Mitterleben überträgt sich auf den Leser.

Erdball und Weltall.

Der erste Band dieses im Verlage von Hugo Bermühler Berlin-Lichterfelde, erscheinenden Monumentalwerkes, das Dr. D. Prochnow herausgibt, ist rechtzeitig vor Weihnachten erschienen. Alles, was wir vom unendlichen Kosmos und unserem eigenen Planeten wissen, findet hier eine meisterhafte, auch dem Laien verständliche zusammenfassende Darstellung von der Hand erster Forscher. Der erste Band schildert Wetterkunde von Dr. D. Prochnow, Sternkunde von Prof. Schwachmann und Entstehungsgeschichte des Weltalls von Prof. Riem. Das Schwergewicht des Werkes bilden die Bildertafeln, die zu solcher Form und Bollendung bisher wohl kein anderes Druckwerk gebracht hat. Diese 164 Tiefdruck- und Farbtafeln auf feinstem Kunstdruckpapier sind Kunstblätter, und eindringlicher als das Wort es vermag, reden diese Naturkunden edelster Art von der Eigenart und Schönheit der Erscheinungswelt, sie verdeutlichen Gegenwärtiges, Wandel und Werden der unbelebten Natur und lenken unser Auge auf die sichtbaren Ausdrucksformen der Gewalten, die den Himmel und die Erde formen.